

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



PHOT. G. U. H. NOU. GIESSEN.

## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der ganze Besuch hatte nur eine Viertelstunde gedauert. Das Automobil fuhr nach Dasburg zurück und in eine Seitenstraße, wo auf freiem Felde inmitten eines großen Gartens das Sanatorium stand.

Graf Kinter half Barbara aus dem Wagen und schritt mit ihr durch das Vorderhaus und den Garten hinter diesem Hause auf das zweite große Quergebäude zu, in dem sich die Krankenzimmer befanden. Der Portier überwies sie einem Diener, und dieser brachte die Besucher nach dem ersten Stockwerk und rief den alten Geheimrat aus dem Zimmer des kranken Sohnes.

Frau Barbara erschrak, als sie den alten Mann sah. Er war in diesen wenigen Wochen um Jahre gealtert. Aber ein Lächeln der Freude flog doch über sein Gesicht, als er Barbara erblickte.

„Ich danke Ihnen tausendmal,“ rief er, „tausendmal, gnädige Frau, daß Sie gekommen sind. Mein Sohn nennt fortwährend Ihren Namen, und ich fürchte, er wird nicht genesen, wenn er Sie nicht gesehen hat.“

Der alte Mann schien noch etwas sagen zu wollen, aber er fand die Worte nicht. Doch seine Augen ruhten mit herabgezogenem flehentlichem Ausdruck auf dem Gesicht Barbaras.

„Darf Ihr Herr Sohn Besuche empfangen?“

„Der Arzt hat bereits Besuche, die nur kurze Zeit dauern, gestattet. Unter allen Umständen wird aber Ihr Besuch ihm angenehm sein.“

Kersten eilte auf die Tür zu, um sie für Barbara zu öffnen. Graf Kinter aber hielt ihn am Rockärmel fest und sagte ihm halblaut:

„Lassen Sie die gnädige Frau allein eintreten. Ich habe mit Ihnen zu sprechen; ich muß Sie unterrichten über das, was in Ihrer Abwesenheit vorgefallen ist.“

Dann schloß Graf Kinter die Tür, durch die Barbara in das Krankenzimmer getreten war, und ging mit dem Geheimrat im Korridor auf und ab.

Lothar Kersten saß in einem Sesselstuhl in der Nähe des Fensters. Der dunkle Zivildanzug, den er trug, ließ sein Gesicht noch geisterhaft blässer erscheinen, als es war.

Barbara drückte ihr Taschentuch an die Augen und schritt dann so geräuschlos wie möglich bis zu dem Stuhl des Kranken. Sie sah nur die Augen in seinem Gesicht, die mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hoffnung und Bangen auf sie gerichtet waren.

Barbara stand neben dem Stuhl des Kranken und faßte seine Hand.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie leise.

In das wachsbliche Gesicht des Kranken trat eine leichte Röte.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete er mit matter Stimme, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

Barbara wußte, daß sie jetzt nicht weinen durfte. Sie beherrschte sich, so sehr sie konnte. Sie legte ihre linke Hand auf die heiße Stirn des Genesenden.

„Ich war sehr krank,“ sagte Lothar.

„Ich weiß es, aber Sie werden gesund werden und werden auch diese schlimme Zeit vergessen.“

Wieder fühlte Barbara den Blick des Kranken auf sich ruhen, jenen Blick voll Zweifel und Hoffnung.

„Ich schrieb Ihnen einen Brief,“ flüsterte Lothar und blickte zu Boden, „ich schrieb Ihnen einen Brief im Fieber. Aber was in dem Briefe stand, war die Wahrheit.“

„Ich weiß es, daß Sie mir die Wahrheit schrieben,“ antwortete Barbara, und ihre Stimme klang sehr unsicher.

„Werde ich eine Antwort erhalten auf diesen Brief?“ fragte Lothar.

Barbara beugte sich zu dem Kranken herab, und ihre Lippen berührten flüchtig seine Stirn.

„Sie werden eine Antwort erhalten. Werden Sie nur gesund, recht bald gesund.“

„Und wenn ich gesund bin?“ forschte Lothar, und er faßte mit beiden Händen die Hand Barbaras und brütete, soweit es seine Schwäche gestattete, diese Hand an sein Herz.

Barbara beugte sich noch tiefer herab und flüsterte dem Leidenden ins Ohr:

„Dann werden wir den Hochzeitstag verabreden.“

So schwach der Kranke war, er zog Barbara an sich, und sie küßte ihn zärtlich und unter Tränen.

Dann faß sie neben ihm und hielt seine Hände fest, und zwischen ihnen war das heilige Schweigen, das durch Worte nicht unterbrochen werden darf. —

Es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe der Geheimrat mit dem Grafen Kinter das Zimmer betrat. So lange hatten die Auseinandersetzungen draußen im Korridor gedauert, so lange hatte es gewährt, bis Graf Kinter dem alten Herrn klarmachte, wie das Duell zustande gekommen war, und wie sich alles in der Zwischenzeit abgespielt hatte.

Der alte Geheimrat war außer sich, daß Werner mit in die Affäre hineingezogen worden war und durch seinen Sohn fast das Leben verloren hatte.

„Wir waren alle nicht unserer Sinne mächtig,“ berichtete Graf Kinter. „Bis zum Spätnachmittag des Duelltages war ich bei dem Schwerverwundeten. Dann fuhr ich nach Ivershosen, um Frau Barbara Glover die traurige Nachricht zu bringen, und fand sie nicht mehr anwesend. Sie war abgereist. Erst acht Tage später bekam ich einen Brief von ihr aus Paris, und erst dann konnte ich ihr mitteilen, was geschehen war. Telegraphisch habe ich dann Frau Glover über das Befinden Ihres Sohnes und Werners auf dem lausenden erhalten. Wir haben alle Schweres durchgemacht, Herr Geheimrat, aber nun ist das vorüber. Hoffen wir das Beste.“

und Ihr Sohn wird genesen. Frau Glover hat mir nicht gesagt, wie es um sie steht; aber ich vermute aus den wenigen Worten, die sie in den letzten Tagen mit mir gewechselt hat: da drinnen haben sich soeben zwei Herzen gefunden. Das Glück wird Ihren Sohn gesund machen.“

Vorsichtig öffnete Graf Kinter die Tür und winkte dem Geheimrat, näherzutreten. Dieser sah den Sohn und Barbara mit ineinandergeschlungenen Händen nebeneinander sitzen und wußte genug. Er fühlte es, daß sein Sohn von jetzt ab genesen würde.

13. Kapitel.

Als Dora am nächsten Tage in ihr Zimmer im Generalbureau trat, lag auf ihrem Schreibtisch eine Anzahl von Schriftstücken, und oben darauf befand sich ein Brief mit der Handschrift Werners, der an das Generalbureau gerichtet war und lautete:

„Hierdurch bestätige ich den Empfang eines Briefes, durch den mir Fräulein Dora Buchwald mitteilen läßt, daß sie meiner Dienste vom 31. März kommenden Jahres nicht mehr bedarf.“

Ein Geräusch in dem Zimmer nebenan ließ Dora aufschrecken.

Sie eilte zur Tür und öffnete sie. Geheimrat Kersten saß an dem Schreibtisch auf dem Platz, den er früher innegehabt hatte, und als er Dora erblickte, sprang er mit fast jugendlicher Leichtigkeit auf.

Dora sah, wie schwer Kersten in letzter Zeit gelitten hatte, und wurde von tiefstem Mitleid ergriffen.

„Guten Tag, mein liebes Kind,“ rief Kersten mit eigenartig weicher Stimme, „guten Tag! Da bin ich wieder, und nun wird es hoffentlich keine Störungen mehr geben. Wann ich dich einen Augenblick sprechen?“

„Aber gewiß, lieber Onkel Geheimrat,“ antwortete Dora und trat in ihr Zimmer, wohin ihr Kersten folgte.

Kersten nahm auf dem Stuhl neben dem Schreibtisch Doras Platz und begann:

„Es wird alles noch gut werden, mein liebes Kind. Auf Regen folgt immer Sonnenschein. Du gehörst ja zur Familie, du bist mir so lieb wie eine Tochter, darum sollst du auch erfahren, wie alles eine glückliche Wendung genommen hat. Du bist ja auch diskrét und wirst darüber nicht sprechen. Gestern hat die liebe, gute Barbara Glover meinem Lothar ihr Jawort gegeben; sie sind verlobt. Angezeigt kann die Verlobung noch nicht werden, denn mein Sohn muß erst seinen militärischen Abschied haben. Dann kommt die offizielle Verlobung und die Hochzeit. Das Herzeleid meines armen Sohnes ist beendet. Wie töricht sind wir Menschen doch, und wie viele Qualen bereiten wir uns unnützerweise selbst! Nun sind sie glücklich einig. Weißt du, was in der Zwischenzeit geschehen ist, während wir von hier fort waren? Ich muß mit dir darüber sprechen in Interesse meines Sohnes; denn du bist auch bis zu einem gewissen Grade dabei beteiligt. Weißt du, daß ein Duell stattgefunden hat?“

„Ich habe nur dunkle Andeutungen davon gehört,“ entgegnete Dora etwas unsicher.

„Dann bin ich verpflichtet, dich über alles aufzuklären,“ sagte Kersten, „denn es handelt sich auch um deine Person. In seinem Fieberparoxysmus hat mein Sohn, als er den Bergat Spalding brüskierte und zum Duell zwang, auch dich beleidigt, und gerade um deinetwillen hat der Bergat meinen Sohn gefordert. Die Beleidigung, die Lothar gegen dich ausgestoßen hat, ist nicht allzu schlimm und ist überhaupt keine Beleidigung, denn sie war die Tat eines Wahnsinnigen, eines Schwerverkranken.“

Dann erzählte Kersten Dora alles Vorgefallene, und er war so eifrig, seinen Sohn zu verteidigen und Entschuldigungen für das Verhalten des Kranken zu finden, daß er gar nicht sah, wie sich das Gesicht Doras mehr und mehr veränderte.

Endlich schloß Geheimrat Kersten:

„Und nun wird alles gut. Der gute, brave, edle Werner hat auch meinem Sohne verziehen. Montag kommt er selbst zu ihm, um ihm die Hand zu reichen. Mit Gottes gnädigem Willen ist ein großes Unglück verhütet worden, und nun hoffe auch ich, daß alles wieder gut werden wird.“

Kersten war ganz gerührt. Er reichte Dora die Hand, schüttelte die ihre, ohne zu merken, wie kalt diese war, und ging dann in sein Zimmer zurück, um sich wieder zu fassen.

Dora saß regungslos an ihrem Schreibtisch, und ihre Augen ruhten auf den Schriftzügen Werners, auf dem

Briefe, durch den er die ihm zugegangene Kündigung bestätigte. —

\*

Werner erledigte die schriftlichen Arbeiten sowohl betreffs der Verwaltung der Theresien-Hütte wie der Justimus-Grube, seitdem er wieder am Schreibtisch sitzen konnte. Wenn ihm auch die Ärzte noch nicht gestattet, das Zimmer zu verlassen, so hatte er doch regelmäßig täglich zweimal von den beiden Werken die Mappen mit den eingegangenen Schriftstücken erhalten und prompt alles erledigt. In einer der Mappen, die von der Theresien-Hütte kamen, fand er den Brief des Generalbureau, der an ihn persönlich gerichtet war und die Kündigung enthielt.

Die Ueberraschung Werners war doch nicht klein. Jetzt, in diesem Augenblick, hatte er natürlich eine Kündigung nicht erwartet, obwohl er immer eine Ahnung gehabt hatte, daß vor Ablauf des Dezember diese Kündigung doch noch erfolgen würde.

Daß sie um so viel früher kam, war eine Demonstration gegen ihn, war eine Brüstung, war recht verkehrend; und daß man ihm die Kündigung zustellte, bevor er noch wieder in den Dienst treten konnte, noch in der Zeit seiner Konvaleszenz, war sehr rücksichtslos und ebenso verkehrend. Man setzte ihn vor die Tür wie einen ungezogenen Schüler, man gab ihm vorzeitig den Lauspaß. Das war sehr kränkend für ihn und schädigte ihn in seiner ganzen Karriere; denn der Makel blieb an ihm haften, daß man ihn aus seiner Stellung, die eine große Verantwortlichkeit in sich barg, nach kurzer Zeit herausgesetzt hatte.

Es war eine bittere Stunde, die Werner verbrachte. Aber er war bereits genügend genesen und besaß so viel Elastizität, um sich aufzurichten. An die Stelle der Bitterkeit trat das Mitleid, herzliches, aufrichtiges Mitleid mit Dora, die er ja von ganzem Herzen lieb hatte. Sie selbst hatte die Kündigung unterschrieben, und das war Demonstration genug. Sie war die treibende Kraft bei dieser Sache, sie wies ihn von sich, weil ihr Herz voll Mißtrauen war. Es war ein Jammer, daß dieses weibliche Wesen, das einen Mann so glücklich hätte machen können, dazu bestimmt schien, in Einsamkeit ihr Leben zu vertrauern. Dieses Mitleid mit Dora war bei Werner so groß, daß er alle Bitterkeit überwand.

Dann kam der Gedanke an die Zukunft und vor allem daran, daß er in wenigen Monaten wieder drüben in Amerika, wo er von allen kleinlichen Rücksichten losgelöst war, frei schaffen und arbeiten konnte; und das tröstete ihn. Zwar lagen noch vier unangenehme Monate vor ihm. Mehr als hundertzwanzig Tage mußte er mit einem gewissen Widerwillen seine Pflicht als Beamter tun. Was er noch leistete, daran hatte er wenig Interesse. Von seinen Projekten, die sowieso zurückgestellt waren, wurde natürlich keines ausgeführt, und irgendwelche besondere Neuerungen oder tatkräftige Arbeiten war ihm versagt; er konnte seinen Nachfolger nicht präkludieren. Er mußte die nächsten vier Monate abtun und sehen, wie er mit sich und den Verhältnissen fertig wurde.

Unterhalb Stunden hatte er mit dem Nachdenken und den wechselnden Stimmungen verbracht. Dann wandte er sich seinen Arbeiten zu und erledigte diese um so rascher.

Arbeit, Arbeit! Das war das Heilmittel für ihn. Mit der Arbeit half er sich über die unangenehme Zeit, die noch vor ihm lag, hinweg. Und wenn er nicht für die Werke tätig sein wollte, weil er ja hier alles den üblichen Gang gehen lassen mußte, so konnte er sich mit Privatarbeiten beschäftigen.

Mittags kam Graf Kinter, um seinen Besuch zu machen, und da es recht sonnig war, ging er mit Werner im Garten spazieren.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als die beiden Damen am Parktor des Schlosses Friedrichsruh vorübertritten, sagte Fredora von Braun: „Worin besteht nun die Größe dieses Bismarck? In seinem Willen oder in seinem Können? Ich glaube in

seinem Willen. Sein Wille war groß und gewaltig, so gigantisch, daß Völker, daß eine ganze Welt davor staunte, und sich ihm beugte, und dann erst gelangen ihm seine großen Werke. Sein Wille war größer als sein Können. Und wenn ein Mensch recht zeigt, daß er will, dann kann er es auch. Ein starker, unbeugsamer Wille wird immer respektiert. Wir Menschen haben alle etwas von Anekdotensinn in unserem Herzen, der sich duckt, wo er den Herrscher spürt."

"Meine liebe Feodora. Ich danke dir für deine philosophische Abhandlung über Willen und Können. Du bist nun einmal die Weisreiche der Berliner Salons. Ich denke aber, hier auf diesem herrlichen Weg in dem herbstlichen Sachsenwald, bei dem Wandern im raschelnden Laub, wollen wir nicht philosophieren, sondern zum Beispiel einmal darüber sprechen, wen Du mit den gepflanzten Andenken aus Friedrichsruh beehren willst?"

"Einige meiner Bekannten in Berlin. — Ich werde die Blätter auf runde Eichenblätter kleben und dann darum kleine Bignetten malen, vielleicht einige Motive aus Friedrichsruh."

"Da Du gerade vom Malen sprichst: Daß Du noch keine Nachricht von Rene Brian?"

"Frau von Braun senzte tief auf, und ihr Antlitz von wirklich wunderbarem Reiz bekam einen wehmütigen Ausdruck."

"Du weißt, Jeanette, ich spreche nicht gern davon, doch da Du die Vorgeschichte kennst, sollst Du auch das Weitere erfahren. Rene ist wieder in Berlin. — Nachdem ich seinen Antrag abgelehnt —"

"Mir unbegreiflicherweise abgelehnt."

"Bitte, unterbrich mich nicht. — Also, nachdem ich seine Bitte, ihm meine Hand zu geben, abgelehnt, hat er fluchtartig Berlin verlassen, ist nach Helgoland, und dann in ein einsames, nordfriesisches Fischerdorf gereist, wo er, zerfallen mit der Welt, wochenlang in einer Fischerhütte gehaust hat. Ein Fischermädchen von märchenhafter, nordischer Schönheit und das ganze Mittelie soll ihn so gefesselt haben, daß er sein wundervolles Gemälde „Der blinde Erzähler am Meere“ geschaffen hat." — Feodora unterbrach einige Augenblicke ihren Bericht, denn der Express Hamburg—Berlin raste mit unheimlicher Schnelligkeit vorüber. Da der Weg dicht am Bahndamm hinführte, waren die beiden Damen durch das plötzliche Auftauchen und Wiederverschwinden des kurzen Zuges heftig erschrocken. Nur ein schwaches Knattern der Schienen drang zurück, und ein Regen von weissen Blättern, die von dem Luftdruck von den Bäumen geschüttelt wurden, antwortete.

Feodora begann wieder: „Von meinem Gewährsmann habe ich nun noch erfahren, daß das Friesenmädchen plötzlich verschwand, und Rene danach in eine Art Schwermut verfallen sei. Nur durch einen einsamen Fischer, der noch dazu blind sein soll, sei Rene anrecht erhalten worden und schließlich wieder genesen."

"Und jetzt ist er wieder in Berlin?"

"Seit etwa einer Woche."

"Und Du bist begierig, ihn wieder zu sehen?"

"Begierig? — Ich freue mich, ihn wieder in meiner Nähe zu haben."

"Und dein Herz?"

"Das habe ich noch nicht geprüft. Uebrigens, ich glaube, Jeanette, jetzt müssen wir über diese Brücke. Wir können noch ein Viertelstündchen in Annahle umherwandern. Es ist erst elf Uhr, und unser Zug fährt elf Uhr siebenundzwanzig."

\*

Zust um dieselbe Zeit sah in einem Atelier am Kurfürstendamm zu Berlin W Rene Brian.

An das Glas der vielscheibigen Fenster sprühte ein feiner Nebelregen, und die winzig kleinen Tröpfchen rieselten in hundert Bächlein über das Glas hernieder.

An der schmalen Hinterwand des sehr großen Ateliers war in einer massiven Schraubstafel ein großes Gemälde eingespannt.

Ein dünnes, weißes Tuch verdeckte das Bild. Auf der kleinen Segleiter davor lagen Paletten, Farbentuben und Pinsel in wilder Unordnung durcheinander.

Neben der großen Staffelei lehnte auf einer zierlichen, Keinen, aus schwarzem Ebenholz, das Bild eines Mädchenkopfes, und vor dem amerikanischen Hocker, auf dem Rene saß, stand ebenfalls ein Bilderständer mit demselben Kopf, nur anders beleuchtet.

An den Wänden hing das gleiche Gemälde noch zwei-, dreimal, doch das Antlitz stets in anderer Tönung und mit anderem Ausdruck.

Rene stand auf, vergrub die Hände tief in die Taschen seines Schnürrockes und ging im Atelier auf und ab.

Hunderterteil stand in dem großen Raume umher, und der Künstler mußte sich oft schmiegen, um eine gefahrvolle, enge Passage zu durchschreiten.

Ihn fröstelte. Er warf einen Blick nach dem Thermometer, und da dies nur 18 Grad zeigte, schritt Rene zu der schmalen Tür, die nur durch einen chinesischen Perlenschmuckvorhang von dem neben Renes Atelier gelegenen Arbeitszimmer verhallt war, durchauerte dieses und trat dann in ein helles Zimmer mit skulpturischen kompakten Möbeln. Auf einem Tritt, der sich

wunderlich genug vor dem großen Bogenfenster ausnahm, saß an einem Nährisch eine alte Frau, Renes Wirtschaftlerin.

Die Alte sah auf und blickte Rene mit ihren kleinen Augen liebevoll an.

"Aber warum klingeln Sie nicht Herr Professor? Nun haben Sie sich erst den langen Weg gemacht."

"Weil ich sowieso ein Stück laufen will, mich fröstelt, und außerdem erschrecken Sie ja so, wenn die Klingel schrillt. Also bitte, Feuer. Ich gehe nur ein Stück den Damm vor, vielleicht bis zur Gedächtniskirche. In zwanzig Minuten bin ich wieder da. Uebrigens jähre ich heute nicht nach Berlin zum Essen. Ich speise gleich im Tauenzien und statt bei Josth trinke ich im Café Orient meinen Kaffee."

"Schon gut, schon gut, Herr Professor," sagte die Alte und holte eilig Gut und Ueberrod Renes herbei.

Und als der Künstler schon unter der Entree stand, fragte sie noch: "Wenn jemand kommt, soll er warten?"

"Ja, lassen Sie ihn aber nicht in das Atelier."

Rene war etwa fünf Minuten fort. An dem großen, prächtigen Hause, in welchem er die gesamte zweite Etage bewohnte, fuhr ein Bediener vor. Ein Herr sprang hehend aus der Autotaxe, lohnte den Chauffeur ab und eilte dann zur Haustür. Eine fiebernde Freude sprach aus all seinen Bewegungen und aus seinen guten, blauen Augen.

Der Hausmann schob langsam seinen Kopf durch das kleine Fenster der Portiersloge, aber nun Orsk, Renes Freund aus Helgoland, rief lachend: "Machen Sie auf, Männchen, aber etwas dalli, ich will ein Wiedersehen feiern."

"In wem will denn der Herr, wenn ich fragen darf?"

"Das dürfen Sie nicht, Freund Gerberus. Schnell, schnell, ich will zum Professor Brian. Himmelskatze, sind Sie ein lang-sames Gebein."

Das Schloß der Haustür knackte, die Tür öffnete sich geräuschlos und nun Orsk sprang die Treppe empor, drei, vier Stufen auf einmal, und er hörte nicht, daß der Portier rief: "Herr Professor Brian ist nicht zu Hause."

Am zweiten Stockwerke riß nun Orsk mächtig in die Klingel, so daß die alte Wirtschaftlerin mit hastig trippelnden Schritten herbeigeeilt kam und angstvoll die Tür öffnete.

"Heiliges Rhinoceros, das ist doch wahrhaftig noch die Mutter Wünsche — Sie — Frau, holder Grasaffe, gößen Sie mich nicht so fremdartig an, als hätten Sie mich noch nie gesehen. Und wie oft haben Sie mir in Schwabing draußen, vor Münchens Toren, eine Weiskurst eingekauft und Rene spendete ein Stück Brot."

Ein wilder Freudentaumel packte ihn und er schüttelte die Alte ab, und diese rief in einem fort: "Herr Orsk, Herr Orsk, sind Sie es denn wirklich?"

Aber nun schob jetzt Frau Wünsche beiseite und stürzte in das Logis und riß alle Türen auf und schrie: "Rene, Rene, ich bin da, der nun aus Helgoland."

Frau Wünsche, die ihm nachgeeilt war, sagte: "Aber schreien Sie doch nicht so, Herr Orsk, der Herr Professor ist nicht da, er kommt aber in zehn Minuten wieder."

Orsk blieb stehen.

"Nicht da? Mein Rene nicht da? Verteufelt!" Er setzte sich im Atelier auf den amerikanischen Hocker und beschaute sich die an den Wänden hängenden Bilder, meist Studien und Alte.

Einige kannte er noch von seiner Münchener Studienzeit her, wo er Rene kennen lernte und sein Freund wurde, und die schon dort des Malers bescheidenes Atelier, das er bei Frau Wünsche in Schwabing gemietet hatte, schmückten.

Renes Wirtschaftlerin Iniete vor dem Ofen und bemühte sich, Feuer zu machen.

"Sind Sie des Teufels, Frau Wünsche, heute zu feuern? Wir kriegen nach Mittag noch den schönsten, warmen Sonnenschein, und übrigens, denke ich, wird Freund Brian nicht gleich erfrieren. Ich werde ihn schon warm bekommen."

Die Alte ließ sich aber nicht stören. Und während sie mit den Händen ein paar große Kohlenstücke auf das prasselnde Holz legte, sagte sie: "Herr Professor friert so leicht. Er ist überhaupt so still geworden, seitdem er vom Meere zurück ist. Er rettet nicht mehr, er spielt nicht mehr Klavier, er sitzt den ganzen Tag vor den elendigen Bildern da und starrt sie an."

"Vor welchem, Frau Wünsche?"

"Vor diesem Mädchenkopf, der wohl ein Duzendmal herumhängt."

Nun Orsk stand auf und betrachtete jetzt die Porträts genauer, dann ging er an das große, verdeckte Gemälde, das an der schmalen Hinterwand eingespannt war, und zog das weiße Tuch vorsichtig weg.

Lange, lange blickte er auf das Bild.

Alle Erlebnisse Renes im Fischerdorf, die dieser ihm brieflich mitgeteilt hatte, stiegen in ihm auf. Da war der Freimast und davor stand der blinde Erzähler. Daneben hochte auch des Blinden Braut. Nun Orsk erkannte sofort, daß die Porträts des Mädchenkopfes, die so oft die Wände schmückten, Arda Jaski darstellten.

Er trat ein Stück zurück, schob auch einige Spaltvorhänge von dem letzten großen Fenster, und ließ dann das Gemälde in voller Beleuchtung auf sich wirken.

Die Darstellung war von einer wunderbar plastischen Auffassung, die Tönung meisterhaft, ebenso die Fintenführung.

Die ganze Meeresabendsstimmung, der volle Hauber von des Blinden Erzählung schienen einen zu erfassen.

Man meinte, den Blinden reden zu hören, man fühlte sich gezwungen, unter den Fischern mit andächtig zu lauschen, und man glaubte, von fern den leisen Nachtgesang der träumenden Wellen zu hören. Nun hatte sich auf einen Masschemel gesetzt und hatte nicht gemerkt, daß sich Frau Wünsche davon gemacht hatte.

Er war ganz in den Anblick des Bildes versunken.

So traf ihn Rene Brian.

In seiner stillen, sanften Art war er fast unhörbar in das Atelier getreten, und da er auf dem Korridor seine Wirtschaftlerin nicht getroffen hatte, wußte er nichts von Kuns Anwesenheit und war nicht wenig erstaunt, vor seinem Bilde einen Fremden sitzen zu sehen, der ihm den Rücken zulehrte. Er ging durch das Atelier, und erst jetzt hörte ihn Kun Dröl.

Er drehte sich um.

„Kun, o Kun.“

„Mein Rene.“

Die beiden Freunde begrüßten sich herzlich wie zwei Brüder, und Kun sagte: „Borgestern erhielt ich deine Nachricht, daß du wieder in Berlin siehest. Da bin ich gestern sofort weg von Helgoland, habe gestern Abend bei einem Freunde in Hamburg, den du übrigens auch kennst, Professor Schlieben, übernachtet und bin dann heute in aller Frühe nach Berlin gefahren.“

(Fortsetzung folgt.)

### Aus Bertha von Suttners Erinnerungen.

Mit der Geschichte der Friedensbewegung wird der Name Bertha von Suttner immer verknüpft sein; durch ihren aufsehenerregenden Roman „Die Waffen nieder“ gab sie der damals erst entstehenden Strömung einen mächtigen Antrieb, und von da an stand ihre edle und fortwirkende Persönlichkeit in allen großen Momenten von den Kongressen in Rom und Bern bis zu den Haager Friedenskonferenzen mit im Mittelpunkt. Lange hat es gedauert, bis die hübsche und hochbegabte österreichische Komtesse nach einem lebensschmerzhaft durchlebten Verzenroman, nach vielerlei Irrungen und Wirrungen in dem Kampfe für diese große Idee den eigentlichen Inhalt ihres Lebens fand, der alle geistigen Kräfte in ihrer echt weiblichen, von einem warmen Mitleid mit aller Kreatur und einem hohen Idealismus getragenen Natur entfaltete. In ihren so lebendig erzählenden Memoiren hat sie selbst von ihrer langen Jagd nach einem Lebensziel, nach dem „Wichtigen“, wie sie es nannte, gezeichnet.

Die Gräfin Kinsky, die in den Kreisen des internationalen Hochadels in Wien und Paris, in Rom und Venedig, in Baden-Baden und Homburg gesellschaftliche Triumphe feiert, ist doch unbefriedigt in ihrem Herzen; nach rascher Verlobung und Entlobung mit einem alten Manne, nach „enttäuschten Liebesträumen“ wendet sie sich dem Gesangstudium zu, um eine „zweite Patti“ zu werden. Aber beim Probefingen vor der großen Viardot fällt sie trotz ihrer schönen Stimme kläglich durch, und bald hört der Gesang auf, ihr das Wichtigste zu sein; sie stürzt sich nun in das Treiben der großen Welt, muß aber dann in jähem Abstieg, da die Familie durch die Spielleidenschaft ihrer Mutter völlig verarmt, eine Stellung als Gesellschaftsdame im Hause Suttner annehmen, und hier findet sie in dem Sohne, dem „Sonnenscheinmännchen“ Artur Gundaccar, den Mann, den sie vor Liebe und Glück ihr ganzes Leben „den Meinen“ genannt hat. Der Verbindung stellen sich Schwierigkeiten entgegen; die Suttners wollen die Heirat nicht zugeben. Bertha nimmt eine Stellung als Hausdame bei dem Erfinder des Dynamits, bei Nobel in Paris, an; aber sie tritt hiesigen Posten bei dem Manne, zu dem sie später in so folgenreiche Beziehungen kommen sollte, gar nicht an, sondern nach dem Verkauf ihres letzten Erbstückes, eines wertvollen Diamantkreuzes, reißt sie heimlich nach Wien zu dem Geliebten zurück, und die Heirat erfolgt ohne Wissen seiner Familie. „Das Glück wollte uns wohl; von dem Aufgebot in einer entlegenen Vorstadtkirche kam der Familie nichts zu Ohren, und eines schönen Morgens, es war am 12. Juni 1876, fuhr ich im Reisefleide und Hut zur Gumpoldskirchner Pfarrkirche; mein Verlobter erwartete mich dort mit seinen und meinen Zeugen, und in einer Seitenkapelle sprach uns ein uralter Priester zusammen. Wir waren Mann und Frau.“ Die Flucht der Jungvermählten geht nach dem Kaukasus, wo sie Beziehungen haben und wo sie arbeiten, „unsere Talente verwerten“ wollen.

Bittere Jahre der Not folgen, in denen sogar das Geispen Hunger an sie herantritt. Da heißt es Stunden geben, Konzerte veranstalten, durch Schriftsteller verdienen. In dieser Zeit reißt Bertha von Suttner zur Dichterin heran, die freilich nicht durch voraussetzungslose Kunst, aber durch das temperamentvolle Einsetzen ihrer starken und sympathischen Persönlichkeit ergreift. Als sie neun Jahre nach ihrer Flucht heimkehren und mit offenen Armen, „wie der verlorene Sohn in der Bibel“, aufgenommen werden,

da hat die tapfere Frau bereits das passende Ausdrucksmittel für ihre Ideen gefunden, aber ihr fehlt noch das rechte Feld der Betätigung. Auf die elegante Weltkame hatten Politik und Krieg keinen Eindruck gemacht. Gleichgültig erlebte sie die Schrecken von 1866, die sich in ihrer nächsten Nähe abspielten; auch der heuschreckenfressende Krieg blieb ihr nur ein leeres Schall, da sie sich damals in die Vektüre dichterischer und wissenschaftlicher Bücher vergraben hatte. Als sie im Kaukasus den Ausbruch des russisch-türkischen Krieges erlebte, empfand sie ebenfalls kein Protestgefühl; sie sah darin nur ein „Elementarereignis von besonders historischer Wichtigkeit“. Erst zehn Jahre später hörte sie bei einem Gespräch über Krieg und Frieden — „ein Thema, das mir schon mächtig die Seele erfüllte“ — von dem Vorhandensein einer internationalen Friedensvereinigung. „Es gibt eine Friedensbewegung!“ durchzuckte es sie wie mit einem elektrischen Schläge, und nun vertiefte sie sich in alle Einzelheiten, in Zweck und Methode des Vereins, und süßte den leidenschaftlichen Wunsch, „der Friedensliga einen Dienst zu leisten“. „Wie konnte ich das besser tun, als indem ich ein Buch zu schreiben versuchte, das ihre Ideen verbreiten sollte?“ Aber keine trodene Abhandlung sollte es sein, „Dem Schmerz wollte ich Ausdruck geben, den die Vorstellung des Krieges in meine Seele brannte; — Leben, zuckendes Leben — Wirklichkeit, historische Wirklichkeit wollte ich vortreiben, und das alles konnte nur in einem Roman, am besten in einem in der Form der Selbstbiographie geschriebenen Roman, geschehen. Und so ging ich hin und verfaßte „Die Waffen nieder!“ Nach eifrigen Studien schrieb sie aus ihrem starken Mitleid heraus das Buch nieder. Aber als sie es nun in einer Zeitschrift oder Zeitung veröffentlichen wollte, erfuhr sie überall höfliche Ablehnung: „Große Kreise unserer Leser würden sich durch den Inhalt verletzt fühlen.“ Auch ihr Verleger wollte den Roman nur bringen, wenn sie sich das Manuskript von einem erfahrenen Staatsmann durchsehen lasse, der alles streichen sollte, was Anstoß geben könnte. „Gegen diese Zumutung schrie ich entrüstet auf.“ Ehe sie etwas an diesem Werkentwurf ihrer innersten Gefühle ändern wollte: „Nein, da lieber in den Ofen damit!“

Der Verleger fügte sich, und das Buch machte ein ungeheures Aufsehen, hatte einen gewaltigen Erfolg. Von nun an hat Frau von Suttner durch ein Vierteljahrhundert ihr Wirken und Sein ganz der Friedensbewegung gewidmet. Sie gründete die Oesterreichische Friedensgesellschaft, sie wußte auch ihren alten Freund Nobel für diese Ideen zu gewinnen; sie schuf eine Zeitschrift „Die Waffen nieder“. „So stand ich denn mitten drin in der jungen Bewegung, ich hatte einem neuen Verein zu präsidieren, eine Revue zu redigieren, und wieder erfüllte mein Leben und Trachten ein Etwas, das ich als „das Wichtige“ erkannte.“

### Büchertisch.

— Die Münchener Jahresausstellung im Königl. Glaspalast unterzieht Dr. W. Burger in der neuesten Nummer (3703) der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. F. Weber, Leipzig) einer eingehenden und sehr interessanten Würdigung. Den Text unterstützen eine Anzahl ausgezeichnete Reproduktionen nach den schönsten der ausgestellten Gemälde und Skulpturen. Die Erinnerung an den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 ruft der reich illustrierte Aufsatz „Der Uebergang nach Alsen am 29. Juni“ wach, während von anderen interessanten Artikeln noch zu erwähnen wären: „Luftschiffahrt und Gewittergefahr“; „Die neue Stadthalle in Hannover“; „Die Felsengräber von Piau-Yiang“; „Der Johannisstag in Sitte und Brauch“; „Was muß der moderne Mensch von der Hygiene wissen, um sich gesund zu erhalten“; In allen Fällen wird hier das geschriebene Wort durch sehr gute zum Teil ganzseitige Bilder illustriert, von denen außerdem noch das des neuen Großherzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz und das von der Ironiezeichnungsprofession in München erwähnt seien. Bilder der Woche sind die vom Besuch des deutschen Kaisers auf Schloß Konovitsch, von den Kämpfen in Albanien, den Tennisturniermeisterschaften in Paris, dem Stapellauf des Norddeutschen Hochdampfers „Appelzin“, Oberpräsident v. Eisenhart-Rothe, Prof. Dr. Karl Frenzel, Prof. Dr. Adolf Lieben usw. Käthe Triefels Novelle „Marietta“ werden unsere Frauen besonders begrüßen. Einen besonderen Schmuck erhält die Nummer noch durch zwei ganzseitige Kunstbilder von prächtiger Wirkung, die sich „Der Marktplatz in Damaskus“ und „Der Suppellegetischer am Fiärlandsfjord“ betiteln.

### Ergänzungsrätsel.

B . . g . . i . . t . . ü . . e . . d . . n . . l . . S . . t . .  
D . . r . . c . . h . . f . . b . . s . . e . . b . . n . .  
I . . t ' s . . v . . B . . d . . d . . c . . u . . d . . r . . S . . c . . h . . t . . n . .  
U . . a . . L . . c . . u . . h . . b . . n . .!

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Versrätsels in voriger Nummer:  
Ein eigenes Auge ist besser als zwei Fremde.